Am Horizont.

Sensations-Roman von Friedrich Friedrich.

(9. Fortsetzung.)

„Da las ich eines Tages in der Zeitung, daß Sergius wegen Theilnahme an nihilistischen Umtrieben für immer nach Sibirien transportirt sei. Das brach den Muth meines jungen und unerfahrenen Herzens. Ich wußte bis dahin von den Nihilisten so viel als nichts, ich hatte ihren Namen nur in den Zeitungen gelesen, ohne Interesse an ihren Bestrebungen, die mir fremd waren. Nun suchte ich mich mit ihnen bekannt zu machen, denn ich wollte wissen, weshalb mein Geliebter so hart bestraft war. Es konnte keine schlechte Sache sein, der er sich gewidmet hatte. Da erst lernte ich diese Bestrebungen kennen, da erst erfuhr ich von den maßlosen Mißständen, gegen die sie gerichtet waren. Ich erfuhr, daß es keine Gerechtigkeit in Rußland mehr gab, daß Bestechungen, Unterschlagungen und rohe Macht Alles beherrschten, daß das Volk unter dem unerhörtesten Drucke schmachtete. Das mir angeborene Rechtsgefühl loderte auf, ich verfolgte nun Alles, was die Nihilisten betraf, mit größtem Interesse und gehörte ihnen innerlich bereits an. Denn war es nicht ein hohes und großes Ziel, die schwache und tyrannische Regierung, welche für das Volk keinHerz hatte, zu stürzen um den so lange Unterdrückten zu ihrem Rechte zu verhelfen?

„An mich selbst dachte ich kaum, denn ich war innerlich gebrochen, ich hatte für mich, für mein armes Herz nichts mehr zu hoffen. Ich besaß auch nicht mehr die Kraft zum Widerstande gegen den Willen meines Vaters und gleichzeitig gegen mein Geschick ließ ich es geschehen, daß ich mit dem Grafen Mellin verbunden wurde. Zwei Jahre lang war ich seine Gattin und nur mit Zittern, mit dem Gefühle innerer Empörung kann ich an diese Jahre zurückdenken. Mein Mann war roh wie mein Vater, er war noch grausamer, denn es gewährte ihm Freude seine Untergebenen zu peinigen. Mein Vater war nur grausam im Jähzorne, er war es aus Neigung, zur Unterhaltung. Entsetzliche Szenen habe ich erlebt. Aus Laune ließ er die armen Leibeigenen peitschen, bis sie ohnmächtig zusammenbrachen, er lachte über ihre Schmerzensschreie, er lachte, wenn er seine Hunde auf die Unglücklichen hetzte und sie zerfleischen ließ. Und ich stand dem Allen ohnmächtig gegenüber, denn wenn ich für einen der Armen um Schonung bat, so ließ er ihn noch grausamer mißhandeln. Die Bauern zitterten, wenn sie ihn oder meinen Vater sahen, sie waren indessen durch das Elend noch nicht so sehr abgestumpft, daß sie nicht in ihrem Innern einen glühenden Haß gegen ihre Peiniger genährt hätten. Als mein Gatte eines Tages seine Hunde auch auf ein hilfloses Kind hetzte, da rief der Todesschrei des Kindes diesen Haß wach, die Gepeinigten erhoben sich und umringten unser Schloß. Wüthend schoß mein Mann zwischen sie, mein Vater eilte zu seiner Hilfe herbei, die beiden Männer waren zu schwach, um die Wüthenden zurückzuhalten. Mit Todesverachtung drangen sie in das Schloß, sie erschlugen meinen Mann und meinen Vater, sie zertrümmerten Alles und steckten das Schloß in Brand. Mich ließen sie ungefährdet das brennende Gebäude verlassen und auf die Besitzung meines Vaters fliehen.

„Ich konnte über den Tod meines Mannes und Vaters nicht klagen, ich konnte denen nicht zürnen, die sie erschlagen hatten, denn auch sie waren Menschen, und sie waren unmenschlich behandelt. Die Strafe, die sie ereilte, war ohnehin eine harte, denn eine große Zahl von ihnen wurde in die Bergwerke nach Sibirien transportirt. Auf mich hatte das Geschehene einen so entsetzlichen und gewaltigen Eindruck gemacht, daß ich wochenlang mein Zimmer nicht zu verlassen wagte. Nicht aus Furcht, denn meine Untergebenen liebten mich, sondern aus Scham. Da stürzte eines Tages eine blasse, abgezehrte Gestalt in mein Zimmer — es war Sergius Romanus. Mit lautem Freudenschrei sprang ich auf und eilte ihm entgegen, er wollte mich umfangen, da brach er ohnmächtig zusammen. Trotzdem jubelte ich auf, ich hatte den Geliebten wieder; ich glaubte er sei ausSibirien entflohen und wähnte, daß er durch die Entbehrungen während der Flucht so bleich und abgezehrt geworden sei. Das Alles konnte ihm ja durch meine Liebe und Pflege wieder ersetzt werden, ich war ja reich — sehr reich und konnte Alles für ihn thun!

Es war anders, als ich glaubte. Er war nicht verbannt gewesen, er hatte sich nie an nihilistischen Umtrieben betheiligt, mein Vater und mein Verlobter hatte ihn für immer unschädlich zu machen gesucht. Sie hatten ihn Nachts in seinem Zimmer überfallen und in ein entferntes Gefängniß bringen lassen — ihrem Gelde war ja nichts unmöglich. Dort hatte er die Jahre in tiefem feuchten Kerker geschmachtet, ohne Schuld, ohne Verhör, ohne Urtheilsspruch des Richters, dort hatte er sterben sollen. Durch einen Zufall war es ihm geglückt, aus dem Gefängnisse zu entkommen, und da er den Tod meines Mannes und Vaters erfahren, war er zu mir geeilt.

„Ich hatte zu früh über mein Glück, den Geliebten wieder gefunden zu haben, gejubelt, denn ein Todeskranker war zu mir gekommen. Seine Kräfte waren durch die unsagbaren Qualen und Entbehrungen vernichtet, seine Gesundheit untergraben. Vergebens bot ich Alles — Alles auf zu seiner Pflege, ich wich nicht von seinem Bette, ich suchte neue Lebenshoffnungen in ihm zu wecken, indem ich die glücklichsten Bilder der Zukunft vor seinen Augen entrollte. Ich war ja frei, war reich, wir konnten den schönsten Punkt der Erde für uns auswählen. Das Alles war nicht im Stande, seine gesunkenen Lebenskräfte wieder zu beleben. Sein großes braunes Auge ruhte mit dem Ausdrucke stillen Schmerzes und der Entsagung auf meinem Gesichte. Da — da schwur ich ihm, daß ich nie — nie das Weib eines Anderen werden wolle, wenn mir das Glück versagt werde, die Seinige zu werden. In seine Hand schwur ich diesen Eid, und von ihm kann mich nichts entbinden, denn ich bin nie Sergius Weib geworden — er starb nach wenigen Wochen."

Orla schwieg.

Die Erzählung hatte sie gewaltig erschüttert. Ihr Auge sah starr auf den Boden, als blickte es noch zurück in die Vergangenheit.

„Orla, und durch diesen Eid, durch den Schwur in einer erregten Stunde wollen Sie das Glück für Ihr ganzes Leben von sich fern halten!" rief Leo, die Hand der Gräfin erfassend. „Glauben Sie, daßSergius, wenn er noch lebte und nicht der Ihrige geworden wäre, nicht selbst Sie dieses Schwurs entbinden würde? Sie sagen, Sergius habe Sie wirklich geliebt, und die wahre Liebe will auch das Glück der Geliebten!"

Orla ließ ihm ihre Hand.

„Das Alles weiß ich, ich habe es mir mehr als einmal gesagt," sprach sie ohne aufzublicken. „Leo, schwört man in einem heiligen Augenblicke einen Eid, um ihn zu brechen? Nur das Ohr dessen, der seit Jahren in der Erde ruht, hat diesen Eid vernommen, kein Mensch würde um ihn wissen, wenn mein Mund geschwiegen. Niemand könnte mir zurufen, daß ich meinen Schwur gebrochen,aber ich selbst würde es mir sagen, und diese innere Stimme würde in mir lauter klingen als der Ruf von tausend Menschen! Und wenn ich die Ihrige werden wollte, würde dieser gebrochene Eid nicht stets in mein Glück eingreifen? Würden nicht in Ihrer eignen Brust Zweifel an meiner Liebe und Treue auftauchen? Sie sind zu edel, um mich nicht zu fassen und meine Festigkeit nicht zu würdigen!"

Leo schwieg. Er preßte die Hand auf die Augen, seine Brust rang nach Athem. In ihm kämpfte es schwer. Sein Kopf gab Orla recht, aber sein Herz rief laut: Werde mein, werde glücklich! Ich will jede mahnende Stimme, die in Dir auftauchen könnte, verscheuchen! Gieb das Erdenglück nicht eines einzigen Wortes wegen auf.

Orla schien zu ahnen, was in ihm vorging.

In ihrem eigenen Herzen stürmte es ja, und dasselbe bäumte sich auf gegen den Bann, durch den es gefesselt war. Aber sie gewann die Ruhe schneller wieder als Leo, weil sie alle diese Empfindungen bereits durchgekämpft hatte.

„Ich habe Ihnen noch ein anderes Geständniß zu machen, Leo," fuhr sie fort, „und aus ihm mögen Sie entnehmen, wie unbegrenzt mein Vertrauen zu Ihnen ist. Ich habe Ihnen erzählt, wie ich mich mit den Ideen und Bestrebungen der Nihilisten bekannt zu machen suchte, weil ich glaubte, daß Sergius ihretwegen verbannt sei. Daß die Nachricht in der Zeitung nur den Zweck hatte, mich über das Geschick des Geliebten zu täuschen, konnte ich nicht ahnen. Und als ich dann aus seinem Munde erfuhr, wie er unschuldig im Gefängnisse geschmachtet, wie er ein Opfer der brutalen Gewalt geworden war, da gährte es noch heftiger in mir auf. Hoffnungslos für mich selbst, reich und unabhängig stand ich nach seinem Tode da. Daß je für mich wieder ein Sonnenstrahl des Glückes leuchten könne, hielt ich für unmöglich — da faßte ich den Entschluß, meine Kraft und meinen Reichthum für Andere einzusetzen. Schmachteten nicht Tausende wie mein Geliebter unschuldig und ohne Verhör in den Gefängnissen, waren nicht Tausende durch den Uebermuth der Gewalt nach Sibirien geschickt! Für das unglückliche, ohnmächtige und schutzlos dastehende Volk wollte ich eintreten — ich trat in den Bund der Nihilisten."

Unwillkürlich blickte Leo jetzt betroffen auf.

„Sehen Sie mich nicht so erschreckt an, ich bin Nihilistin! Wenden Sie den Kopf nicht ab, weiß ich doch, daß auch in Ihnen der Hauch der idealen Freiheit weht! Machen Sie mich nicht verantwortlich für die geschehenen Gewaltthaten! Wenn ein aufgestauter Strom den Deich durchbricht, dann reißen seine Wasser Alles nieder, was ihnen entgegentritt. Und sind denn an dem armen Volke nicht tausendmal mehr Grausamkeiten verübt? Können Sie von dem, der seine Fesseln gewaltsam bricht, Mäßigung erwarten? Mein Auge sieht weiter. Mögen die Wolken über uns noch so finster sein, mögen vernichtende Blitze niederzucken, mein Auge sieht an dem fernen Horizonte den ersten schwachen, goldigen Schimmer eines neuen Tages. Und dieser Tag wird kommen — er muß kommen!"

Sie hatte sich erhoben und stand vor Leo da. Ihre Augen leuchteten.

Auch Leo war aufgesprungen.

„Sie haben Recht, es leben in mir gleiche Ideale!" rief er. „Ich suchte sie nur auf anderem Wege zu erreichen."

„Diese Wege stehen nicht in unserer Wahl; das Geschick, die Verhältnisse weisen sie uns an! Glauben Sie, daß mein Herz zur Grausamkeit neigt? Es war weich und mild wie wenig Frauenherzen. Nicht ich habe es verhärtet; klagen Sie die an, welche dies gethan haben."

Leo's Auge ruhte auf dem Gesichte des Weibes, welches durch die Erregung doppelt schön erschien.

„Ich bewundere Sie!" rief er hingerissen.

Orla vernahm diese Worte gar nicht.

„Nun habe ich noch eine Bitte an Sie, Leo," sprach sie und ihre Stimme zitterte. „Sie wissen, daß ich Sie liebe, aber Sie wissen auch, daß ich nie die Ihrige werden kann; nun haben Sie Mitleid mit meinem armen Herzen und muthen Sie ihm nicht übermenschliche Kraft zu. Es trägt sich schwer, auf ein Glück verzichten zu müssen. Wir dürfen uns nicht wiedersehen! In derselben Stunde, in der sich unsere Herzen gefunden, müssen sie sich für immer trennen!"

„Nein — nein! Ich lasse Dich nicht! Ich gebe das höchste Glück, das mir der Himmel geben kann, nicht!" rief Leo und riß sie an sich.

Einen Augenblick lang lag Orla an seinem Herzen, dann wand sie sich aus seinen Armen.

„Leo, es muß sein! Denk', Du gingst fort von meinem Grabe — aus dem gibt es ja auch keine Wiederkehr!" Wie betäubt stand Leo da und starrte vor sich hin. Er konnte es nicht fassen.

„Leb' wohl!" rief Orla. Sie küßte ihn flüchtig auf die Wange, eilte in ein Nebenzimmer und verschloß die Thür hinter sich.

Leo riß sich empor. „Orla, Orla!" rief er und stürzte zur Thür. Er rüttelte an ihr vergebens. Dann sank er neben ihr nieder.

Wie betäubt blieb er einige Zeit lang liegen, dann erhob er sich langsam, mit Mühe. Es war, als ob er um Jahre gealtert wäre. Als ein Gebrochener schwankte er aus dem Zimmer und dem Hause. Er wagte es nicht einmal, einen Blick zurück zu werfen. Die ihn Begegnenden sah er nicht an. Was waren ihm die Menschen! In seiner Wohnung sank er auf einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Ein Glück gefunden und in demselben Augenblicke wieder verloren!" rief es in ihm.

Eine Depesche wurde gebracht. Sein Vater verlangte seine Heimkehr, um eine wichtige Angelegenheit mit ihm zu besprechen. Ohne Zögern, mit Hast rüstete er sich zur Abreise, denn er glaubte, in der Stadt nicht länger athmen zu können. Gleichgültig blickte er der Zukunft entgegen, da das Leben keinen Werth mehr für ihn hatte.

15.

Graf Anton Warberg schritt in seinem Zimmer langsam auf und ab. Die hohe und stolze Gestalt war etwas gebeugt; die Züge des Gesichtes waren ernst, fast kummervoll. Er griff nach einer Depesche, welche am Tische lag, und warf einen flüchtigen Blick auf dieselbe, als ob er sich nochmals von dem Inhalte derselben überzeugen wolle; dann setzte er seine Wanderung wieder fort.

Der schnelle Hufschlag eines Pferdes auf dem Steinwege vor dem Hause wurde vernehmbar. Der Graf trat an das Fenster und über sein Gesicht glitt ein Zug der Enttäuschung. Er erwartete seinen Sohn, aber sein Schwager, Erich von Bergen, sprang von dem Pferde. Es war eine mittelgroße, wohlbeleibte Gestalt, mit auffallend rothen, fast blühenden Wangen. Der Kopf saß auf dem Nacken so fest und blickte so überlegen umher, als ob er über Alle zu gebieten habe.

Erich von Bergen trat an das von dem schnellen Ritte dampfende Pferd und klopfte den Hals desselben. Es war ein herrliches Thier; seine Adern traten in deutlichen Erhöhungen und Verzweigungen hervor. Der reiche Grundbesitzer liebte werthvolle Pferde. Er gab den herbeieilenden Dienern einige kurze, entschiedene Befehle über die Behandlung des Pferdes und trat dann in das Haus.

Nur ungern ging der Graf ihm entgegen, denn sein Schwager war ihm nie ungelegener gekommen. Noch hatte er die Thür nicht erreicht, als Erich von Bergen bereits eintrat, ohne anzupochen, den Hut auf dem Kopfe.

„Guten Tag, Anton!" sprach er, dem Grafen die Hand entgegenstreckend. „Ich komme nur, um zu fragen, ob Du die Depeschen an Leo nicht vergessen hast?"

Der Graf reichte ihm das auf dem Tische liegende Telegramm.

„Ah! Schon Antwort?" rief Erich von Bergen überrascht. „Er wird der Depesche fast auf dem Fuße folgen, fängt an, die Zeit zu schätzen.

„Ich kann ihn jeden Augenblick erwarten," sprach der Graf.

„Das ist entweder ein sehr gutes oder sehr schlimmes Zeichen, denn Pünktlichkeit habe ich bei Leo nie kennen gelernt," fuhr Bergen fort. „Er hat nie verstanden, die Zeit auszunützen. Blick' nicht so unwillig, Anton. Es ist ein Fehler, wenn er auch Graf ist. Ich verlange Mäner, welche die Zeit begreifen, und ich behaupte, für einen Mann ist jede Minute Geldes werth."

„Ja, aber es gibt für den Mann in unserem Stande noch etwas Höheres als Geld," warf der Graf unwillig ein.

„Anton, komm' nicht auf die alten Geschichten zurück, denn wir einigen uns doch nicht," fuhr Bergen fort, ohne sich im Geringsten zu erregen. „Sei doch ehrlich! ohne Geld ist Name, Stand, Ehre — Alles nichts. Selbst ein König ist ohne Geld eine Null. Ihr möget hundertmal sagen: „Es ist schlimm, daß dem so ist," aber es ist so und die Thatsachen werfen Theorien über den Haufen! Wir wollen darüber also schweigen! Ich möchte mit Leo heute nicht zusammentreffen, denn es ist besser, Du sprichst allein mit ihm; ich will Dir deßhalb nur in aller Kürze wiederholen, was ich verlange u. verlangen muß. Ich verlange also, daß seine Verbindung mit Wanda bald, das heißt: in nächster Zeit, geschieht. Die Gründe, weßhalb ich dies wünsche, kennst Du. Seine Einwendungen, nicht von dem Geld seiner Frau leben zu wollen, sind Thorheit, denn er lebt jetzt auch von meinem Gelde. Du weißt, ich bin nicht engherzig; ich werde ihn als Gatten meiner Tochter so stellen, daß er auch ohne hohes Amt eine Rolle spielen kann. Will er mit seiner jungen Frau auf Reisen gehen, ich bin damit einverstanden. Am liebsten würde es mir sein, er bereitete sich darauf vor, um die Leitung undVerwaltung meiner Besitzungen zu übernehmen; doch den Wunsch habe ich längst aufgegeben, denn er paßt nicht dazu, er ist unpraktisch. Gut, der Faktor existirt deßhalb in meinen Berechnungen nicht mehr. Er besitzt viele Kenntnisse, hat einen feinen Kopf — er mag doch Beides endlich zu verwerthen suchen, ich stelle ihm die Macht von Millionen zurSeite; wer mit dem Allen nichts erreicht, hat keine Lust zu irgend einer Thätigkeit!"

„Erich, ich glaube, Du beurtheilst die Verhältnisse nicht ganz richtig," warf der Graf ein, den der geldstolze Ton seines Schwagers ärgerte.

„Ich beurtheile sie so, wie sie beurtheilt werden müssen," fuhr Bergen fort. „Ich verlange von dem Manne Thatkraft. Ich habe mit dem kleinen, verschuldeten Gute, welches ich von meinem Vater erbte, begonnen und bin durch meine Thatkraft Schritt für Schritt weiter gekommen. Freilich habe ich mich nie thörichten Hirngespinnsten hingegeben; ich habe mit den Menschen und den Verhältnissen gerechnet, wie sie einmal sind, und das ist das einzig Vernünftige, Anton, Du bist zu klug, um mir nicht Recht zu geben. Das ganze Leben, der Verkehr der Menschen besteht in Leistung und Gegenleistung. In diesem Verhältnisse stehe ich sogar mit dem geringsten meiner Arbeiter. Ich wünsche, daß meine Tochter den Namen einer Gräfin führt; dafür gebe ich Deinem Sohne ein großes Vermögen. Das ist ein ganz ehrliches Geschäft, auf welches ich bereits einen Vorschuß gegeben habe. Leo ist ein thörichter Schwärmer, ein kluger Kopf ohne Halt in sich selbst. Es giebt ja Menschen, welche mit den schärfsten Augen den rechten Weg verfehlen, weil sie auf Alles Obacht geben, nur nicht auf den Weg, und es gibt auch Blinde, welche den rechten Weg innehalten, weil sie den richtigen Instinkt für die Richtung haben. Das — das führt Leo zur Erkenntniß. Und nun genug. Grüße ihn. Morgen früh werde ich kommen und Euch zu mir holen. Sage ihm, daß er vorsichtig ist gegen Wanda. Er unterschätzt sie. Der kühle Ton seiner Briefe hat Bedenken in ihr erregt, die muß er zu verscheuchen suchen. Anton, ich bin ehrlich gegen Dich, Du bist der Mann meiner Schwester. Mir wird es nicht schwer,einen Grafen für meine Tochter zu finden. Das sage ihm. Adieu bis morgen!"

Er streckte dem Grafen die Hand entgegen. Der Graf Anton erfaßte die Hand und geleitete Erich bis vor das Haus, wo der Diener das Pferd auf und ab führte. Sie sprachen kein Wort weiter mit einander.

Der Graf kehrte in sein Zimmer zurück. In ihm bäumte sich der Stolz seines Standes und Namens auf und doch zwang ihn die Nothwendigkeit, seinem Schwager Recht zu geben Wort für Wort. Und ein Wort zitterte in ihm noch, schwerer als Erich von Bergen, welcher es gesprochen, wohl ahnte: das Wort vom Vorschuß.

Was konnte er und Leo beginnen, wenn Bergen diesen Vorschuß zurückverlangte? Lähmend legte dieses Wort sich auf all' seine Gedanken. Wie sollte er Leo dies Alles mittheilen? Er richtete sich stolz auf. War er denn nicht mehr als ein willenloses Werkzeug in der Hand seines Schwagers? Mußte er sich demselben fügen? Gab es keinen Ausweg? Aus seinen Augen leuchtete Muth und Stolz, aber gleich darauf sank sein Kopf wieder auf die Brust herab — er mußte sich der Nothwendigkeit fügen. —

Die Klänge eines Posthorns wurden vernehmbar, sie tönten so lustig durch die Luft hin und hallten an dem alten Hause im Echo wieder. Der Graf wußte, daß sein Sohn kam, er trat an das Fenster, aber kein Strahl der Freude zuckte über sein Gesicht hin. Und noch weniger schimmerte ein solcher Strahl auf dem Gesichte dessen, der in dem nahenden Wagen saß. Leo's Ohr vernahm die lustigen Klänge kaum, die ihm so nahe ertönten. Alles, was vor ihm lag, war ihm gleichgiltig, seine Gedanken weilten bei Der, der sein Herz gehörte und die doch unerreichbar für ihn war.

Der Wagen hielt vor dem Hause. Leo stieg aus, aber nicht mit der Frische und Biegsamkeit der Jugend, sondern langsam, ermüdet. Er trat in das Zimmer seines Vaters.

„Guten Tag, Leo!" rief ihm der Graf zu, ihm die Hand zum Gruße reichend. „Ich danke Dir, daß Du so bald gekommen bist."

Ueber Leo's Gesicht glitt ein schmerzliches Lächeln.

„Ich hatte ja Zeit," entgegnete er.

Erst jetzt fiel dem Grafen die Blässe seines Sohnes auf.

„Du siehst sehr blaß aus — Dir ist doch wohl?" fragte er.

„Gewiß," versicherte Leo. „Es ist vielleicht die Wirkung der frischen Luft, an die ich weniger gewöhnt bin."

Der Graf schüttelte langsam mit dem Kopfe.

„Die färbt die Wangen," entgegnete er. „Willst Du Dich auf Deinem Zimmer erholen?"

„Ich danke Dir," gab Leo zur Antwort. „Die Beschwerden der Reise waren nicht so groß. Gib mir ein Glas Wein — denn ich habe vergessen, unterwegs etwas zu genießen."

Der Graf blickte seinen Sohn besorgt an, dann rief er den Diener und befahl, Wein zu bringen.

Leo trank zwei Glas schnell hintereinander.

„So," sprach er dann. „Willst Du mir nun mittheilen, weshalb Du mein Hierherkommen so dringend wünschtest?"

„Erhole Dich erst."

„Ich bedarf der Erholung nicht mehr. Deine Worte klingen wenig ermuthigend. Hättest Du mir etwas Erfreuliches mitzutheilen, so würdest Du weniger zögern. Darauf habe ich freilich nicht gehofft. Worauf soll ich überhaupt hoffen?"

Der Graf überhörte diese Worte.

„Ich möchte zunächst eine Frage an Dich richten," sprach er. „Hast Du das Anerbieten, welches der Minister Dir gemacht hat, angenommen?"

„Woher kennst Du dasselbe?" warf Leo erstaunt ein.

„Bergen hat es mir mitgetheilt."

„Ah! Er scheint noch immer jeden meiner Schritte genau beobachten zu lassen!" rief Leo unwillig. „Ich hatte ihn gebeten, dies zu unterlassen, denn es ist mir peinlich, mich stets von einem Spion gefolgt zu wissen."

„Ich weiß nicht, durch wen er es erfahren hat. Hast Du Dich bereits entschieden, ob Du die Stellung eines Gesandtschafts-Sekretärs annehmen willst?"

„Noch nicht, aber ich werde sie annehmen, wenn sie nicht zu große pecuniäre Opfer erfordert."

„Du weißt, daß es darauf nicht ankommt."

„Es kommt für mich darauf an. Ich will eine Verpflichtung, die schon jetzt schwer auf mir lastet, nicht noch erhöhen."

„Laß endlich diese thörichten Einwürfe," unterbrach ihn der Graf streng. „Willst Du vielleicht das Vermögen Deiner Frau unbenutzt liegen lassen? Bergen will Wanda bei ihrer Verheirathung sofort ein solches Vermögen als Mitgift geben, daß Du unabhängig von ihm leben kannst. Er ist zu vernünftig, um nicht einzusehen, daß Dir eine Abhängigkeit von ihm peinlich sein würde."

„Wanda ist meine Frau noch nicht!" warf Leo ein.

„Sie wird es aber bald werden. Bergen drängt auf eine baldige Hochzeit und ich kann ihm nur Recht geben. Du bist in Deinen Briefen gegen Wanda so kalt geworden,daß bereits Bedenken in ihr aufsteigen. Dies ist der Grund, der mich veranlaßt hat, Dich zu bitten, hierher zu kommen. Bergen wird Dir höchstens noch eine Frist von einigen Monaten gestatten."

Leo sprang erregt auf.

„Mir eine Frist gestatten?" rief er. „Bin ich nur an ihn abhängig? Habe ich keinen eigenen Willen mehr?"

„Nein. Von dem Tage an, an welchem Du Dich mit Wanda verlobt, hast Du eine Verpflichtung gegen sie und ihren Vater übernommen. Diese Verpflichtung zu erfüllen, hängt nicht von Deinem Willen, sondern von Deiner Ehre ab."

Leo schritt im Zimmer auf und ab. Nie zuvor war die Unmöglichkeit, daß er sich mit Wanda verbinden könne, so deutlich vor ihn hingetreten.

„Was hast Du mir hierauf zu antworten?" fragte der Graf, dem die Erregung seines Sohnes nicht entging.

„Ich füge mich nicht!" rief Leo. Er konnte dies Wort nicht länger zurückhalten und einmal mußte es doch ausgesprochen werden.

„Du fügst Dich nicht?" wiederholte der Graf mit kaltem, ernsten Tone. „Ich verstehe Dich nicht. Willst Du Dich nicht deutlicher aussprechen?"

„Ja, ich werde es Dir sagen, weil ich es doch sagen muß. Ich liebe Wanda nicht, ich kann sie nicht lieben und deßhalb wird sie nie — nie die Meinige werden!"

„Schweig'!" rief der Graf hastig und trat auf seinen Sohn zu. „Es ist gut, daß nur meine Ohren, diese thörichten Worte hören, denn sie werden dieselben vergessen können. Aber halte Deine Zunge besser im Zaume, denn wenn solche Worte in Bergen's Ohr dringen, er dürfte weniger nachsichtig sein."

„Ich werde sie auch ihm sagen, ich halte es sogar für meine Pflicht, ihn nicht länger zu täuschen."

„Schweig'! rief der Graf noch lauter. „Hast Du Dein Wort, welches Du gegeben, vergessen?"

„Ich habe es gegeben, als ich mein eigenes Herz noch nicht kannte; ich hoffte, daß es mir gelingen werde, Wanda mit der Zeit lieben zu lernen; jetzt weiß ich, daß dies nie — nie geschehen wird und kann! Ich hoffe auf ein Glück nicht mehr, aber ich will wenigstens nicht elend werden an der Seite einer Frau, die ich nicht liebe, zwischen deren Anschauungen und den meinigen nicht die geringste Verwandtschaft besteht, die meinem Herzen immer — immer fremd bleiben wird!"

„Haha! Diese Ansichten sind sehr spät bei Dir gekommen!" rief der Graf, erbittert auflachend. „Du warst doch kein Knabe mehr, als Du Dich mit Wanda verlobtest! Aber ich habe Dir noch Eins zu sagen. Was Bergen für Dich gethan hat, weißt Du; ich — ich verdanke ihm vielleicht noch mehr. Dies Gut wäre längst nicht mehr in meinen Händen, wenn er nicht von Jahr zu Jahr mir einen Zuschuß gewährt, damit ich wenigstens äußerlich die Ehre meines Namens retten konnte. Beleidige ihn und seine Tochter, treib' ihn dazu, daß er zurückverlangt, was er uns gegeben! Er kann mich morgen aus diesem Hause treiben und mir wird kein anderer Stab als der Bettelstab bleiben. Ist Dies Dein Wille?"

„Er wird dies nie thun, denn er ist nicht grausam!" rief Leo.

„Nein, das ist er nicht. Aber er liebt Wanda und er wird es nie vergeben, wenn sie beleidigt wird!"

Leo stand da, beide Hände vor das Gesicht gepreßt. In ihm wogte und kämpfte es schwer. Er würde seinem Vater jedes Opfer gebracht haben — dies konnte er nicht bringen.

„Du zögerst jetzt noch?" fragte der Graf.

„Ich kann es nicht—ich kann es nicht!" rief Leo, ohne die Hände sinken zu lassen.

„Dann geh' — geht'!" rief der Graf zornig. „Erspare mir wenigstens den Anblick eines mißrathenen Sohnes! Was ich Dir noch zu sagen habe, — das werde ich Dir schriftlich auf Dein Zimmer schicken. Aber merk' Dir das Eine: auch zwischen Dir und mir, zwischen unseren Ansichten ist eine tiefe Kluft. Ich kenne sie wohl, ich weiß, welch' phantastischen und thörichten Ideen Du nachjagst; ich habe geschwiegen bis jetzt, denn es gab noch eine Brücke über diese Kluft. Brich' sie nicht ab! Es ist nicht gut, wenn diejenigen, welche die Natur verbunden hat, sich feindlich gegenüberstehen, und ich werfe das Unheil, welches daraus entstehen kann, auf deine Schulter! Nun fort — fort!"

Leo stürzte aus dem Zimmer seines Vaters. Er begab sich in das Gemach, welches er schon als Knabe bewohnt hatte, und welches fast unberührt erhalten war, wie er es einst verlassen. In diesem Zimmer hatte er stets gewohnt, wenn er für kurze Zeit auf das Gut seines Vaters zurückgekehrt war.

Glückliche Jugenderinnerungen hatte es stets in ihm wachgerufen. Er sah nicht, wie die alten Gegenstände ihm freundlich grüßend entgegenblickten, die Luft in dem Zimmer erschien ihm schwül, er riß das Fenster auf. Waren die Wände enger zusammengerückt, hatte die Decke sich herabgesenkt? Er fühlte sich so bedrückt in dem Raume, der einst eine ganze Welt für ihn umschlossen. Er rang nach Athem.

Der Abend dämmerte. In dem Parke, in den er einen Blick durch das Fenster warf, lagen unter den alten Bäumen bereits dunkle Schatten. Mit Macht zog es ihn hinaus ins Freie. Erregt, mit stürmendem Blute eilte er in den Gängen des Parkes dahin. Er dachte nicht daran, daß jeder Baum hier ihm ein alter Jugendfreund war, daß an jeden Weg sich Erinnerungen knüpften, sein Auge sah nur ein Bild, es waren die schönen Züge Orlas, und er zuckte fast erschreckt zusammen, wenn er an Wanda dachte!

Sein Blut beruhigte sich allmälig. In den Wegen, hinter den Bäumen tauchten Gestalten der Jugend auf, die ihm Anfangs schüchtern winkten, die aber immer dreister und deutlicher an ihn herantraten.

Auf einer Rasenbank am Fuße einer mächtigen Linde warf er sich endlich nieder. Seine ganze Jugendzeit zog mit einem Male an seinem Geiste vorüber. Er sah das milde, freundliche Gesicht seiner Mutter, sie drohte ihm warnend mit dem Finger, wie er auf einem Ponny, den Bergen ihm zum Geburtstag geschenkt, in toller Jugendlust in dem Parke dahinjagte. Er hätte in der Erinnerung aufjauchzen mögen, wie er damals als Knabe gethan.

Ein anderes Bild stieg in ihm auf. Er war Student und hatte in einem Duell einen schweren Säbelhieb über den Kopf erhalten. Wochenlang hatte er hoffnungslos darnieder gelegen, dann war er zur schnelleren Genesung zu seinen Eltern gereist. Auf den Arm seiner Mutter gestützt, schritt er im Geiste langsam durch den Park hin. Und seine Mutter, die jede seiner Neigungen kannte, machte ihn auf jede Veränderung, die in dem Parke vorgenommen war, aufmerksam. Er hörte ihre mild und halb scherzende Stimme, er hörte, wie sie erzählte, der Gärtner habe es auf diese alte Linde abgesehen gehabt, weil sie in der Krone gestorben sei und mit ihren weiten Aesten die jungen Anpflanzungen unter ihr ersticke. Er habe sie fällen wollen, aber sie sei ihm mit Entschiedenheit entgegengetreten, weil sie gewußt habe, wie oft er auf der Rasenbank unter ihr von seinen wilden Spielen ausgeruht, wie er hier die Aufgaben seines strengen Hauslehrers sich eingeprägt habe.

Und dann tauchte ein drittes Bild vor ihm auf. Er war noch Student. Die Nachricht von dem plötzlichen Tode seiner Mutter rief ihn heim. Er kam noch zur rechten Zeit, um der Beisetzung der Verschiedenen in der Familiengruft beizuwohnen. Es war ein heißer, schwüler Tag. In dem Hause war es ihm unerträglich, es erschien ihm Alles wie ausgestorben, und er eilte hierher, um allein zu sein. Aber auch hier, wo hundert Jugenderinnerungen ihn lächelnd begrüßt hatten, war es still und ausgestorben. Das Herz, an dem er am Meisten gehangen, war ja todt!

Und auch jetzt schwand mit einem Male jede Jugenderinnerung von ihm. Das Dunkel,welches sonst ihm so traulich gewesen war, hatte etwas Unheimliches für ihn. Es war spät geworden, denn während er träumend dagesessen, hatte er nicht wahrgenommen, wie die Stunden entschwunden waren.

Langsam, abgespannt kehrte er zum Hause zurück.

Aus dem Gemache seines Vaters schimmerte Licht. Er hatte nicht den Muth, dort noch einmal einzutreten, denn das verpönte Wort: „Fort! fort!" hallte ihm im Ohre wieder.

Auch sein Zimmer war erhellt, der Diener hatte die Lampe angezündet. Als er das Zimmer betrat, lachte es ihm wie in seiner Knabenzeit entgegen. An der Wand hing noch eine alte Armbrust, mit der er so manchen Vogel gefehlt und so manche Fensterscheibe zertrümmert. An einem Nagel hing noch die Cerevismütze aus seiner Studentenzeit. Die Farben derselben waren verblaßt—auch in ihm war ja so Vieles verblaßt.

Auf dem Tische lag ein Brief, er erkannte an der Aufschrift die große, markige Handschrift seines Vaters. Mit leise zitternder Hand öffnete er ihn. Der Brief enthielt nur die wenigen Worte: „Nur ein Ehrloser bricht sein Wort — noch zählt das Geschlecht der Warberg keinen Ehrlosen!"

Einige Minuten lang ruhten Leos Augen starr auf diesen Worten, dann sank seine Hand, die den Brief hielt, wie gelähmt nieder.

Die Worte seines Vaters hatten ihn mit einem Male mitten auf den Scheideweg gestellt, hier war nur ein Rechts oder Links, einen dritten Weg gab es nicht. Vergebens hatte er auf einen Ausweg gesonnen, jetzt war dies Sinnen überflüssig.

Sein Vater schrieb: „Nur ein Ehrloser bricht sein Wort!" Seine Ehre war ihm stets heilig gewesen und er durfte sich dreist gestehen, daß nicht der leiseste Flecken auf dem blanken Schilde derselben haftete. Er würde sie gewahrt haben, auch wenn er nicht den Namen Warberg führte. Konnte er sein Wort aber erfüllen?

Er zuckte bei dem Gedanken, daß Wanda die Seinige werde, zusammen. Nie—nie konnte dies geschehen, denn es würde eine Entweihung der Liebe, welche er im Herzen trug, gewesen sein!

Es blieb ihm nur Eins übrig—der Tod. Er erschrak bei diesem Gedanken nicht. Was war ihm das Leben? Ein Dasein ohne Hoffnung. Er sehnte sich nach einem Schlafe, aus dem er nie wieder erwachte. Dann war Alles vorbei, sein Herz hatte für immer Ruhe.

Er schritt jetzt langsam in dem Zimmer auf und ab, nicht im raschen Entschlusse der Verzweiflung wollte er den Schritt thun, denn er war ganz ruhig.

Noch einmal ließ er sein ganzes Leben im Geiste an sich vorüberziehen. Es erschien ihm wie der Tag eines Wanderers. Am Morgen heller Sonnenschein, der den fernen Bergesgipfel, sein Ziel, mit einem goldigen Licht übergossen hatte. Aufjauchzend in Jugendlust war er in den frischen Morgen hineingewandert. Alles hatte ihn begeistert und entzückt und er hatte geträumt, wie er am Abende auf dem Bergesgipfel stehe und fern am westlichen Horizonte die Sonne untertauchen sehe. Schon gegen Mittag waren in der Ferne weiße Gewitterköpfe aufgestiegen, er hatte kaum darauf geachtet, denn der Himmel über ihm war noch blau, u. noch konnte er keine Ermüdung. Die Wolken waren immer mehr und mehr emporgerückt, sie hatten sich immer weiter ausgedehnt und endlich den ganzen Himmel überzogen. Regen war gefallen und Nebel hatte sich eingestellt. Rastlos war er weiter geschritten und war mühsam an einem Berge emporgestiegen. Die Kräfte hatten ihn mehr und mehr verlassen. Da war endlich gegen Abend der Nebel geschwunden, die Sonne war wieder zum Durchbruch gekommen, aber nur um ihm zu zeigen, daß er den rechten Weg verfehlt habe, denn sein Ziel schimmerte weitab im letzten Abendsonnenstrahle, unerreichbar für ihn.

Er dachte an seinen Vater. Es schmerzte ihn, daß er ihm einen solchen Kummer bereite, aber er wußte auch, daß der stolze Sinn seines Vaters diesen Kummer überwand. Mußte er doch errathen, daß er den Tod gewählt, um nicht wortbrüchig zu werden.

Er setzte sich an den Schreibtisch nieder, um seinem Vater zu schreiben; die Kraft versagte ihm. Wozu auch? Nur flüchtig zeichnete er auf ein Blatt Papier: „Zürne mir nicht, weil ich ein verfehltes Leben mit vernichteten Hoffnungen von mir werfe."

Dies Blatt ließ er offen auf dem Schreibtische liegen.

Schon wollte er sich erheben, als er an Orla dachte. Nimmermehr durfte sie glauben, daß sie ihn zu dem Schritte getrieben habe—ihr Herz war ja ebenso unglücklich, wie das seinige. Sie war gebunden durch einen Schwur—er durch sein Wort.

Mit wenigen Worten schrieb er ihr,was ihn zu dem Schritte treibe. Dann schloß er den Brief und schrieb, ohne daß seine Hand zitterte, den Namen und die Adresse der Gräfin darauf.

Es war bereits spät in der Nacht. Er nahm einen an der Wand hängenden Revolver und untersuchte ihn prüfend. Derselbe war geladen. Dann verließ er leise das Zimmer.

Er mußte an dem Schlafgemache seines Vaters vorüberschreiten, und an der Thür desselben blieb er wenige Minuten stehen. Er preßte die Hand auf die Stirn. Welchen Schmerz bereitete er dem bejahrten Mann! Es mußte sein! Hastig eilte er weiter und verließ das Haus. Er schritt durch den Park hin und gelangte an ein kleines Haus, in welchem derGärtner, ein bejahrter Mann, wohnte. Er pochte an das Fenster und trug dem Alten, der an demselben erschien, auf, den Brief sofort nach der nächsten Bahnstation zu tragen.

„Jetzt? Während der Nacht?" fragte der Alte.

„Ja, sofort! Fürchtet Ihr um einige Stunden Schlaf betrogen zu werden?" fuhr Leo fort. „Hier!" er drückte ihm ein Goldstück in die Hand. „Nun sputet Euch! Es liegt mir daran, daß der Brief mit dem ersten Morgenzuge weitergeht!"

Der Gärtner versprach, sein Möglichstes zu thun.

Leo kehrte in den Park zurück und auf einer Moosbank, auf der er so manchen glücklichen Jugendtraum geträumt, sank er nieder.—

16.

Der Graf erhob sich früh nach einer fast schlaflos durchwachten Nacht. Die Weigerung seines Sohnes hatte seine Gedanken unablässig beschäftigt und fuhr ihm auch jetzt noch durch den Kopf hin. Er erwartete zwar, daß Leo sich fügen werde, denn die Nothwendigkeit dieser Verbindung mußte auch er einsehen, aber besaß derselbe Kraft genug, sein inneres Widerstreben Wanda und deren Vater zu verbergen? Beide wünschten die Verbindung, aber auch sie waren stolz, und ihm bangte, daß Leo diesen Stolz verletzen werde.

Um mit Leo nicht zusammenzutreffen, um ihm Zeit zu lassen, sich zu sammeln, verließ er das Haus und schritt langsam auf dem Wege dahin, auf dem Bergen mit seiner Tochter kommen mußte. Fast unbewußt hatte er diesen Weg eingeschlagen; nun er einmal auf ihm war, schritt er weiter, es konnte vielleicht von Nutzen sein, wenn er Wanda's und ihres Vaters Stimmung zuvor erforschte.

Er erblickte in der Ferne einen sich schnell nähernden Wagen — es war Bergens Geschirr, denn nur er besaß so schnelle Pferde. Schon nach wenigen Minuten bemerkte er, daß Bergen allein im Wagen saß, und wieder wenige Minuten später hielt der Wagen an seiner Seite.

„Du kommst allein?" rief er seinem Schwager entgegen.

Bergen sprang aus dem Wagen und gab dem Kutscher den Auftrag, vorauszufahren.

„Ja," entgegnete er dann, dem Grafen die Hand reichend.

„Wanda hatte etwas Kopfschmerzen, und sie glaubte auch, es sei besser, wenn sie ihren Verlobten nicht selbst hole. Aber Du kommst allein? Leo ist doch gekommen?"

„Gewiß. Er weiß gar nicht, daß ich Dir entgegengegangen bin, er schlief noch, als ich das Haus verließ, wenigstens habe ich ihn heute Morgen noch nicht gesehen."

Bergen warf noch einen flüchtigen, aber scharfen Blick auf den Grafen.

„Und weshalb kommst Du mir entgegen?" fragte er.

„Ich habe schlecht geschlafen, es trieb mich zeitig aus dem Bette und ins Freie, da ist es wohl natürlich, daß ich den Weg einschlug, auf dem Du kommen mußtest."

„Ganz recht, Du konntest aber nicht erwarten, daß ich so früh kommen werde."

„Du sagtest gestern, daß Ihr zeitig eintreffen würdet."

„Hat Dich wirklich keine bestimmte Absicht mir entgegengetrieben?"

„Nein."

„Dann ist es gut. Ich vermuthete, Du wünschtest mich allein zu sprechen, ehe ich mit Leo zusammentreffe."

„Nein, daran habe ich nicht gedacht."

„Aber mir ist es ganz lieb, daß ich Dich vorher treffe," fuhr Herr Bergen fort. „Hast Du Leo meinen Wunsch, daß die Hochzeit bald stattfinde, mitgetheilt?"

„Gewiß."

„Und er ist damit einverstanden?"

„Ja," entgegnete der Graf.

Es klang dies Wort doch etwas gepreßt, das entging dem scharfen Ohre Bergen nicht.

„Warberg, es wäre besser, Du verhehltest mir nichts, sondern sagtest mir die volle Wahrheit."

„Ich habe sie Dir gesagt. Es scheint Leo allerdings peinlich zu sein, von dem Gelde seiner Frau zu leben."

„Dann wird ihn dies Gefühl vielleicht treiben, mehr Thatkraft zu entwickeln. Die Unentschlossenheit ist ja der Fehler seines Charakters, den ich ihm stets zum Vorwurf gemacht habe. Von meinem Blute steckt auch nicht ein einziger Tropfen in ihm, sonst würde er sich schon zehnmal eine Stellung errungen haben. Er ist wenigstens nicht leichtsinnig, und ich brauche nicht zu befürchten, daß er das Vermögen, welches ich Wanda einst hinterlassen werde, verschwenden wird."

Sie näherten sich der Besitzung des Grafen.

„Leo übereilt sich nicht, seine Braut zu begrüßen!" sprach Bergen. „Es ist gut, daß Wanda nicht zugegen ist."

„Er wird nicht wissen, daß Du schon kommst."

„Mein Wagen hält vor der Thür, er muß ihn doch gehört haben."

Der Graf antwortete nicht, erregt, unwillig schritt er etwas vor. Es war ihm selbst unbegreiflich, daß Leo ihnen nicht entgegeneilte.

„Wo ist mein Sohn?" fragte er den Diener.

„Der Herr Graf hat sein Zimmer noch nicht verlassen."

„Dann sage ihm, daß der Herr von Bergen angekommen ist. Komm, Bergen, komm in das Gartenzimmer."

„Sie waren kaum eingetreten, als der Diener zurückkehrte und berichtete, daß Leo nicht in seinem Zimmer sei und sein Bett unberührt dastehe.

„Unberührt!" rief der Graf. Eine bange, bange Ahnung stieg in ihm auf. „Unmöglich! Ich werde selbst nachsehen."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

— Aus Czernowitz, 23. Juli, meldet man, daß der israelitische Geschäftsmann J. Weiß, welcher als Geschäftsführer an der Brettersäge in Hilcze (Bezirkshauptmannschaft Storozynetz) beschäftigt ist, die von der Wiener Holzfirma Brüder Eißler gepachtet ist, von einem fanatischen orthodoxen Judenhaufen mit Steinen beworfen wurde, weil er am Samstag durch das Dorf Banilla zu Pferde passirte. Als Weiß, schwer beschädigt, vom Pferde stürzte, durchbiß ihm ein Individuum das linke Handgelenke bis auf den Knochen. Die herbeigeeilten Bauern entrissen den Weiß den Händen des wüthenden Pöbels. Die Gendarmerie ist mit der Ermittelung der Urheber betraut worden.

— Der Director einer Münchener Brauerei äußert sich über die schwierige Kunst der Bierbehandlung wie folgt: „Es ist nicht genug, gutes Bier in die Welt zu schicken, man sollte auch jeden Wirth und Trinker die Behandlung lehren! Wie wird aber verfahren? Neun Zehntel der Wirthe verstehen nicht einzuschenken und neun Zehntel der Trinker verstehen nicht zu trinken! Dem Biere muß seine Kohlensäure erhalten werden bis zum Munde des Trinkers. Durch die Kohlensäure nur bekommt uns das Bier gut. Wird sie durch verkehrtes Verfahren dem Biere entzogen, so hat es einen widrigen, faden Geschmack und liegt wie Blei im Magen, macht Kopfschmerzen und allerlei Uebelbefinden. Durch mehrmaliges Umgießen verflüchtigt sich auch die Kohlensäure, desgleichen auch durch Erwärmung. Also Bedingung ist: 1. Berührung des Bieres mit der Luft und Erwärmung zu vermeiden so viel als möglich. 2. Das Bierglas muß dicht unter dem Hahn gehalten werden. Verkehrt ist aber: Das Einschänken tief unter'm Hahn und Auf- und Niederfahren des Glases oder gar Luft einzuspritzen, wodurch die Kohlensäure geradezu gemordet wird; durch dergleichen Verfahren kann Schlimmeres und Thörichteres dem Biere nicht angethan werden. Die meisten Trinker, die kein Verständniß haben, wollen aber viel Schaum sehen. Wirth und Trinker sagen bei viel Schaum: „Das ist aber a Bierle!" Der Bierverständige sagt aber: „Das ist kein Bier!"

— Aus St. Petersburg, 18. Juli, wird geschrieben: Nach einem äußerst strengen Winter haben wir in leidlicher Ungetrübtheit einen etwa fünfwöchentlichen Sommer genossen und damit scheint die Herrlichkeit vorüber zu sein. Seit beinahe drei Wochen regnet es Tag für Tag und neuerdings hat sich zum Regen auch noch der Sturm gesellt, so daß die Jahreszeit einen fast herbstlichen Charakter annimmt. Im Uebrigen gleicht das sommerliche Treiben genau dem in den Vorjahren: die Originalität Petersburgs scheint sich völlig erschöpft zu haben. — Zum Gedächtniß an die Abschwächung der Cholera-Epidemie im Jahre 1849 fand hier gestern eine Prozession statt. Die Russen haben wahrhaftig Humor! Sie machen Prozessionen zur Erinnerung an das Nachlassen einer Epidemie vor drei Decennien und besitzen nicht die geringste Energie, einer neuen Epidemie vorzubeugen. — Den hiesigen Muhamedanern ist die Erlaubniß zum Bau einer Moschee ertheilt worden und dieselben haben auch sofort eine Subscription für den Bau eröffnet. Der Prinz von Buchara, der durch seine phantastische Tracht in Moskau bei der Krönung so viel Aufsehen erregte, hat 100 Rbl. gezeichnet. Nicht sehr viel für seine Hoheit, der dem Besitzer eines hiesigen Tingel-Tangels, wo der exotische Prinz sich sehr gut amüsirte, ein viel anständigeres Geschenk gemacht hat.

— Nirgends blüht, so schreibt man aus Rom, die Auswanderungsspeculation vielleicht in dem Grade, wie in Italien, wo es Hunderte von privilegirten Agenten giebt, welche sich davon nähren. Um diesem Unwesen, das die Provinzen schließlich entvölkern muß, zu steuern, hat das Ministerium jetzt wieder ein Rundschreiben erlassen, in welchem den Präfecten die strengste Controle anempfohlen wird. Diese Verordnung erstreckt sich nicht nur auf die amerikanischen Agenten, sondern auch auf die, welche für Griechenland, Egypten u.s.w. Arbeiter anwerben, die dort nachher gemeinhin elendiglich zu Grunde gehen. Aus den überseeischen Plätzen, besonders aber aus Rio, liegen seitens der Consulate haarsträubende Schilderungen vor. In Brasilien allein kommen jährlich etwa 500 italienische Einwanderer vor Hunger um, andere werden von den Arbeitgebern, die sie wie Sklaven behandeln, zu Tode geplagt. An ein Zurück ist meistens nicht mehr zu denken. Dessen ungeachtet verschachern sich auch jetzt noch Tausende von Unglücklichen an gewissenlose Unternehmer, um jenseits des Oceans das Glück zu suchen, das sie im Vaterlande nicht zu finden vermochten.

— Folgende romantische Geschichte theilen polnische Blätter mit: Im Dorf Czabarowka, Bezirk Husiatyn, (Galizien), wurde beim Graben eines Kellers im Garten eines Bauern die Leiche eines erwachsenen Mannes gefunden. Die Leiche war mit dem Gesichte nach unten gekehrt. Man erinnerte sich nun, daß vor zwölf Jahren in demselben Dorfe ein Bauer, Namens Stefan Myska, plötzlich auf unerklärliche Weise spurlos verschwunden ist. Es fiel sogleich der Verdacht auf den früheren Besitzer des Gartens, in welchem die Leiche gefunden wurde, denn man erinnerte sich weiter daran, daß dieser kurze Zeit vor dem Verschwinden des Myska von demselben seine Besitzung gekauft, den Kaufpreis nur zum Theil bezahlte, worauf dann Stefan Myska verschwand, während gleichzeitig der genannte Käufer den in seinen Garten gegrabenen Keller verschüttete. Dieser Mann wurde also verhaftet und nach kurzer Untersuchung wurde er auch überführt, daß er in der That der Mörder des Stefan Myska ist, dessen Leiche er in dem bewußten Keller vergrub. Das Grauenhafte dieses Dorfdramas wird noch durch den folgenden Umstand erhöht: Der Mörder verheirathete seine Tochter mit dem Sohne des Ermordeten, Namens Paul, trat ihm die von seinem unglücklichen Vater gekaufte Wirthschaft ab, und nun war es dieser Paul, der in dem verschütteten Keller die Leiche seines Vaters fand.

— Von jeher waren die größten Geister der Nation eifrig bemüht, Mittel ausfindig zu machen, das deutsche Theater, die dramatische Kunst zu heben. Das „Kehler Wochenbl." deutet nun ein neues Mittel an, wie man es anzufangen habe, um das Publikum zur thatkräftigen Unterstützung der dramatischen Kunst heranzuziehen. In einer Theaternotiz des genannten Moniteurs wird der rege Besuch des dortigen Theaters dringend empfohlen und „um so weniger bezweifelt, als der prachtvolle Eidel'sche Garten und das ausgezeichnete Lagerbier ihre Anziehungskraft sicher bewähren werden." Das Lagerbier als treibendes Element des Kunstlebens anzupreisen, ist jedenfalls eine vortreffliche und zeitgemäße Idee.

Mainz, 23. Juli. Heute wurde Herr von Loos, General-Lieutenant und Gouverneur von Mainz, begraben. v. Loos war zur Kräftigung seiner Gesundheit nach Italien gereist, erkrankte dort an der Malaria und verstarb auf der Rückreise im Eisenbahnwagen.

— Das Londoner Schulamt hat bestimmt, daß alle schulpflichtigen Kinder im Alter von 5 bis 13 Jahren, die während der Schulzeit auf der Straße betroffen werden, zum Schulbesuch angehalten werden sollen. Wird diese Maßregel durchgeführt, so dürften bald die armen Kinder, die bis jetzt bei jeder Witterung ausgesandt werden, um Streichhölzer und sonstige Gegenstände zu verkaufen, von den Straßen verschwinden und einem besseren Loose als Betteln und Stehlen entgegengeführt werden.

— Die Deutschen — schreibt die in Melbourne erscheinende „Victorian Review" — sind die besten Farmer, die nach Australien kommen. Ein unerfahrener Deutscher ist dem unerfahrenen Engländer in jeder Beziehung überlegen. Der erstere kommt nicht mit überspannten Erwartungen, erwirbt nicht mehr Land, als er zu bebauen im Stande ist, und ist durch die einfachen, oft dürftigen Lebensgewohnheiten, die er mitbringt, sowie durch seine phisische Kraft und seinen Fleiß besser als andere Einwanderer im Stande, sich durch eine anfänglich kümmerliche Existenz hindurchzuarbeiten. Dazu kommt, daß er eine heilige Scheu vor dem Schuldenmachen hat, während der Engländer im Interesse eines möglichst großen Wirthschaftsbetriebes seinen Credit aufs äußerste anspannt. Endlich macht sich der Deutsche weniger von einer einzigen Fruchtart abhängig, als andere Landwirthe, und wird von seiner Frau in der Milchwirthschaft, Geflügelzucht u. dergl. meist wirksam unterstützt. Daß der australische Käse gegenwärtig auf dem englischen Markte so beliebt ist, hat namentlich Neu-Süd-Wales ausschließlich den deutschen Farmern zu verdanken, welche den letzteren nicht fabrikmäßig, sondern lediglich als Nebenprodukt herstellen, aber trotzdem in sehr bedeutenden Quantitäten gewinnen.

— Der „Stirnkampf", eine von den Türken überkommene Kampfesart, hat sich bis zur Stunde unter den Tartaren der Krim erhalten. Erst neulich wurde ein solcher Kampf in einem Orte bei Alupka von zwei jungen Tartaren ausgeführt; derselbe verdient wegen seines traurigen Ausganges Erwähnung. Die Kämpfer stellten sich, wie es Brauch ist, in gewisser Entfernung von einander auf und stießen dann im Anlauf, gleich Hammeln, mit den Köpfen zusammen. Beule auf Beule häufte sich auf den Stirnen der Kämpfer, Blut floß von den Stirnen herab und Keiner wollte sich als überwunden bekennen. Endlich stürzte ein Kämpfer blutüberströmt und ermattet zu Boden und brauchte die letzte noch vorhandene Kraft, um ein Messer aus dem Gürtel zu ziehen und mit einem Stoß sich die Kehle zu durchschneiden. Ein Arzt konstatirte, wie die „Nowosti" berichten, daß der Selbstmord eine Folge des durch die starke Gehirnerschütterung herbeigeführten Wahnsinns sei.

— Auf Grund wissenschaftlicher Untersuchungen zweier Professoren der Universität in Glasgow haben mehrere englische Etablissements neuerdings die Elektricität zur Bleichung der Leinwand verwendet. Die rohe Leinwand wird durch eine Lösung gewöhnlichen Kochsalzes gezogen; darauf wird durch den noch nassen Stoff ein elektrischer Strom geleitet, worauf die Bleichung fast momentan erfolgt. Die Wirkung beruht augenscheinlich darauf, daß der elektrische Strom die chemische Verbindung Chlornatrium (Kochsalz) in ihre Bestandtheile (Chlor und Natrium) spaltet. Das ausgeschiedene metallische Natrium aber verbindet sich sofort mit Wasser zu Aetznatron und dieses wiederum mit dem ausgeschiedenen freien Chlor zu unterchlorigsaurem Natron, einem Körper, der als wirksamer Bestandtheil in verschiedenen Lösungen längst bekannt ist. Wird die Salzlösung gleichzeitig durch Zusatz einer Säure sauer gemacht, so wird das unterchlorigsaure Natron wieder zersetzt und freies Chlor entwickelt, womit die bleichende Wirkung sofort erklärt ist.

— Die Deutschenhetze, die von einem großen Theil der Pariser Presse mit so großem Eifer gepflegt wird, treibt sonderbare Blasen. Da hat z. B. das „Evenement" dieser Tage die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß die Deutschen nach Errichtung der neuen Pariser Forts an der Möglichkeit einer neuen Einschließung von Paris verzweifeln und daher dem „Herzen der Welt" auf andere Weise beizukommen trachten. Die 50,000 in Paris lebenden deutschen Arbeiter scheinen dem „Evenement" verkappte Soldaten zu sein, die nur darauf warten, daß ihnen Waffen und Uniformen aus Deutschland zugeschickt werden, um dann über die ahnungslosen Pariser herzufallen. „Schlagt"—ruft es aus— im Faubourg St. Antoine Alarm nach der Weise der preußischen Tambours, und ihr werdet eine Landwehr zusammenströmen sehen, die wir bisher in unserer Gutmüthigkeit mit einem Brot genährt haben, das viel besser ist als ihre Erbswurst." Und indem das genannte Blatt diesen Warnungsruf ertönen läßt, hat es auch gleich die Freude, mittheilen zu können, daß eine Commission des Gemeinderaths beauftragt ist, die Frage zu studiren, „wie die Zahl der fremden Arbeiter, die einem Arbeitgeber zu verwenden gestattet sein darf, durch ein Reglement begrenzt werden kann".

— Zu dem in Zürich stattfindenden schweizerischen Arbeitertage wurde an alle Arbeiterorganisationen ein Manifest erlassen, in welchem die Tagesordnung folgendermaßen lautet: 1. Die Lage der Arbeiter in der Schweiz. 2. Das Fabrikgesetz, seine Handhabung Seitens der Fabrikanten, seine Ueberwachung durch die Cantonsregierungen und die eidgenössischen Fabrikinspektoren. Welche Maßregeln sind behufs besserer Durchführung des Fabrikgesetzes Seitens der schweizerischen Arbeiterschaft zu treffen? 3. Ausdehnung des Haftpflichtgesetzes auf alle Lohnarbeiter. 4. Einführung der Gewerbeschiedsgerichte. 5. Staatliche Unterstützung der Krankenkassen, sowie unentgeldliche Beerdigung. 6. Staatliche Alters- und Invaliden-Unterstützung. 7. Internationale Arbeitsgesetzgebung: Regelung der Frauenarbeit und Verbot der Beschäftigung von Kindern unter 15 Jahren in Fabriken; Schaffung eines einheitlichen Normalarbeitstages von höchstens zehn Stunden. 8. Was kann für die wirksamere Verbreitung der sozialistischen Ideen in der Schweiz geschehen, und wie sind die Mittel hierzu aufzubringen? 9. Ist ein Zusammengehen der Arbeiterorganisationen in der Schweiz möglich und auf welcher Basis?

— Mr. Webster, ein Börsenagent in London, hatte vor einigen Tagen einem seiner Committenten, einem Bankier der City, per Telephon die neuesten Course gemeldet und als Antwort auf gleichem Wege ein halbes Dutzend Schimpfworte, begleitet von der Aufforderung, sich baldmöglichst zu henken, zugerufen erhalten. Empört, klagte der Agent auf Ehrenbeleidigung beim Polizeigerichtshofe in Worshipstr., und der Richter ertheilte ihm folgende Auskunft: „Unser Gesetz unterscheidet dreierlei Arten von Ehrenbeleidigung. Aug' in Aug' ausgesprochen, durch üble Nachrede, sowie schriftliche. Ihr Fall reiht sich jedoch keinem von den dreien an, und ich muß daher den Angeklagten freisprechen."

Da schweift so Mancher —

Da schweift so Mancher durch Wald und Flur,
Der meint, er liebe die Mutter Natur,
Und hat doch blos Freude an dem im Leben,
Was er etikettirt ins Herbarium kann kleben.

Wir aber, die oft wir sein Treiben verlacht,
Haben wir's immer denn besser gemacht? . . . .
Wen dünkte ein Glück nicht erst voll und gut,
Wenn's still im Herbarium „Erinnerung" ruht?

Edwin Bormann.

Sächsisches Minnewerben.

„So scheen wie Sie is nich gleich Eene,
Nich gar ze groß und nich ze klein,
Der Gänsehals, die kleenen Beene —
Ich kann's nich sagen, wie Sie sein!

So scheen wie Sie is nich gleich Eene
Und so bosaunenengelrein,
So gar nich stolz, so hibsch gemeene —
Ich kann's nich sagen, wie Sie sein!

So scheen wie Sie is nich gleich Eene,
Ihr Babba hat zwei Schäferei'n,
Sie ham ä Gitchen ganz alleene —
Ich kann's nich sagen, wie Sie sein!"

Die Glauberkathl.

Die Kathel vom Glauber
Treibt's weiters net sauber:
Zwoa Schätz' hat's in Fall
(Den Sepp und den Hies)
Und drei z' Ach'nthal,
Und fünf in Lenggries,
In Winkel hat's vier,
Und z' Altlach hat's oan',
(Der war Kürassier), —
Grad' in China hat's koan'.
Aber z' Tölz, wo's a Jahr
Postkellnerin war,
Da hat s' — i' sag' weni(g)
A Stuckera zehni. L. Ganghofer.

Begründete Zurückhaltung.

Mutter: „Aber Kinder, was für ein Benehmen! Liddy, warum habt Ihr den Gruß dieses Herrn nicht erwidert?"

Liddy: „Ach, Mama, wenn man dem freundliche Augen macht, wird man ja gleich angedichtet—er ist ein Dichter!"

Geburtsanzeige.

Einem Fleischermeister wurden Zwillinge geboren. Er meldet dies sofort seinen Eltern schriftlich in folgender Weise: „In Eile thue ich Euch zu wissen, daß wir eben zwei Zwillinge bekommen haben. Das nächste Mal mehr!

Euer A."

Selbstgefühl.

Richter (zum Angeklagten): „Die Verletzung des Schlosses läßt auf einen gewaltsamen Diebstahl schließen!"

Angeklagter (mit Selbstgefühl): „Herr Richter, wenn ich einbrech', dann wird kein Schloß verletzt!"

Bibelfest.

Ein Schuster und sein Junge werden von einem Herrn, dem sie verpfuschte Arbeit gebracht haben, zum Hause hinausgejagt, wobei ihnen der Herr besagte Arbeit, ein paar Stiefeln, nachwirft. Da sagt der Junge zum Meister: „Nicht wahr, Herr Meister, bei uns heißt's auch: „Ihre Werke folgen Ihnen nach?"

Cavalerie zu Fuß.

Der Dragonerlieutenant von Sattelbogen ist ein enragirter Cavallerist, der auf Alles mit souverainer Verachtung herabblickt, was zu Fuß gehen muß.

An einem Sonntag Morgen kam die Reihe einmal wieder an unseren Lieutenant, seine Schwadron in die Kirche zu führen, ein Commando, das ihm stets sehr unangenehm war, da er dabei zu Fuß gehen mußte. Anstatt nun dieses Mal, wie sonst, seine Leute auf dem kürzesten Wege nach Hause zu führen, machte er mit ihnen einen großen Umweg.

Seinen Kameraden war dieser Umstand nicht entgangen und Abends interpellirte man den Lieutenant nach dem Grund seiner heute zu Tage getretenen Vorliebe für große Spaziergänge.

„Ach, wissen Sie," meinte der Gefragte ganz kleinlaut, „ich hatte heute Morgen meinem Diener befohlen, meinen Rappen etwas spazieren zu führen, und da fürchtete ich, ihm auf den von mir gemiedenen Wege zu begegnen."

„Nun, und was wäre da gewesen?" fragte man von allen Seiten.

„Was da gewesen wäre?" rief Sattelbogen, „wenn der Gaul mich zu Fuß hätte daherkommen sehen, hätte er mich am Ende für einen Infanteristen gehalten."

An einen Dichter.

„Mich hat ein frecher Dieb bestohlen!"
— „O,
Mein Freund, wie traurig!" —
„Hat meine Verse mir gestohlen!" —
„So —
Den Dieb bedau'r' ich!"

Beneidenswerthe Erben.

Geistlicher (zu einem Kranken): Aber Stoffelbauer, wie mögt Ihr denn am Rande des Grabes noch einen Prozeß anfangen; Ihr könnt ihn ja doch nicht mehr zu Ende führen!

Bauer: Eben deswegen, Hochwürden, unser eins möcht' doch seiner Familie auch etwas hinterlassen.

Accommodation.

Vater (Anhänger der Verbrennungsmethode): Karl, Du wirst jetzt nicht mehr singen:

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an Dein kühles Grab! —

sondern: bis an Dein heißes Grab, —weil wir uns verbrennen lassen!

Sonderbare Abstammung.

Richter: Was ist Ihr Vater?

Angeklagte: Das weiß ich nicht; ich habe keinen Vater.

Richter: Wer ist Ihre Mutter.

Angeklagte: Ich habe auch keine Mutter.

Richter: Sie müssen doch eine Mutter haben.

Angeklagte: Nein, Herr Gerichtshof, ich bin die uneheliche Tochter meiner Tante.

Ein neuer Spitzbub.

(Eine Bäuerin will in der Gefangen-Anstalt ihren Sohn besuchen.) Gefängnißinspektor: „Es thut mir leid, liebe Frau, Ihrem Wunsche nicht entsprechen zu können, da bei uns vor zwei Tagen der Typhus ausgebrochen ist."

Bäuerin: „Ja, um Gottes Wille, wie ist denn das möglich, wie hat denn der da hinaus könna?"

Im Krankensaal.

Arzt: Befinden sich Ew. Majestät besser?

Chambord: Etwas.

Arzt: Ich werde Ew. Majestät etwas einzunehmen geben.

Chambord: Das, was mir hilft, können Sie mir doch nicht verschaffen.

Arzt: Was meinen Ew. Majestät damit?

Chambord: Nun, ich möchte den Thron einnehmen.

(Die Prinzen von Orleans zerfließen in Thränen.)